

Bericht über mein Compassion-Projekt

Als ich zum ersten Mal vom Compassion - Projekt hörte, war ich recht angetan von dem Gedanken, 2 Wochen schulfrei zu haben und nebenher in einer sozialen Einrichtung meine Zeit "abzusitzen" und ab und jemandem von Nutzen zu sein.

Ich selbst hielt mich schon für sozial, jedoch nicht grenzenlos. Es gibt einfach Menschen, die ein sozialer Beruf total erfüllen könnte, doch zu dieser Gruppe zählte ich mich nicht.

Natürlich hatte ich für die Probleme und Problemchen meiner Freunde und Freundinnen immer ein offenes Ohr, war fremden alten Leuten gegenüber höflich aber nicht aufdringlich und half meiner Mutter gelegentlich im Haushalt.

Alles in allem dachte ich, dass da eine lockere Zeit auf mich zukäme. Als ich dann erfuhr, in welcher Einrichtung ich die beiden Wochen verbringen sollte, fand ich alles nur noch umso besser, denn schließlich wollte ich ja nicht im Alten- oder Behindertenpflegeheim landen. Nicht, dass ich jetzt irgendwas gegen Behinderte oder pflegebedürftige Alte gehabt hätte, ich traute mir ganz einfach den Umgang nicht zu, ich wusste nicht, wie ich mich im Falle einer Konfrontation verhalten sollte.

Außerdem hatte ich auch nicht vor, einen Beruf als Pflegerin jeglicher Art zu ergreifen.

Krankenhaus war also genau das Richtige für mich, Teekannen spülen, vielleicht Essen ausgeben, sonst rumsitzen und - als positiven Nebeneffekt - einen Einblick zu erhalten in die verschiedenen Berufe in einem Krankenhaus, die mich schon eher interessierten.

Natürlich wollte ich keinesfalls plötzlich alleine in einem Krankenzimmer sein, denn auf meiner Station waren hauptsächlich alte Menschen gewesen und ich wollte nicht dieses beklemmende Gefühl bekommen, wenn ich dann betreten herumstehe und nicht mehr weiß, wie ich jetzt handeln soll. Auf keinen Fall wollte ich Bettpfannen spülen. Nachdem Eva mir dann erzählte, dass ihre Schwester, als sie ihr Pflichtpraktikum vor dem Medizinstudium absolviert hatte, den ganzen Tag mit irgendwelchen Spül- und Putzarbeiten bei Laune gehalten worden war, machte die Vorfreude einem missmutigen Gefühl Platz.

Als das Vorgespräch mit dem Pflegedienstleiter beendet war, sah ich eine Katastrophe unaufhaltsam auf mich zukommen, z.B. ging mir die ganze Zeit "Hygienearbeiten" durch den Kopf. Ich war nicht einmal auf der gleichen Station wie Eva und sah mich schon 2 Wochen täglich sechs Stunden Teekannen spülen und Bettpfannen lehren. Das konnte ja toll werden!!

Außerdem hatten wir an unserem ersten Tag komplett andere Arbeitszeiten und wenn diese die ganzen 2 Wochen beibehalten werden sollten, würde ich Eva gar nicht sehen. Für andere wäre das vielleicht nicht so schlimm, für mich jedoch schon.

Denn man muss dazu sagen, dass mir die Gabe auf fremde Menschen locker und offen zuzugehen nicht gegeben ist. Da meine zuständige Krankenschwester bei unserer ersten Begegnung ziemlich rau zu sein schien, machte ich mir nicht allzu große Hoffnungen, herzlich empfangen zu werden.

Zugegeben, alleine der Gedanke an das Compassion- Projekt regte mich derart auf, dass es mir regelrecht Tränen in die Augen trieb.

Alle meine vermuteten Vorteile gegenüber der Schulzeit waren verschwunden. Ich war nicht sonderlich motiviert. Ingeheim überlegte ich bereits, wie ich meinen Eltern klarmachen würde, dass ich da nicht mehr hingehöre, nur falls alle Stricke reißen sollten.

Nun also mein erster "Compassion Tag":

Angekommen im Krankenhaus meldete ich mich wie besprochen im Stationszimmer und zog danach meine Berufskleidung an. Das Mittagessen war bereits ausgeteilt und ich setzte mich also zu den anderen Hilfs- und Krankenschwestern in den Personal- Aufenthaltsraum, wo gerade das übrige Mittagessen untereinander aufgeteilt wurde.

Wie befürchtet schenkte man mir keine große Aufmerksamkeit und anstatt mich selbst vorzustellen, setzte ich mich abseits auf einen Stuhl in der Ecke, beschäftigte mich eingehend mit meinen Fingernägeln, um nicht offensichtlich verlegen zu sein, und wartete auf eine Reaktion der Anderen.

Wenigstens hatte ich 3 Hilfsschwestern in ungefähr meinem Alter entdeckt und vielleicht konnte ich hier noch eher Anschluss finden. Natürlich war ich schon gespannt auf meine Aufgaben, und als ich mit den Hilfsschwestern nach dem Essen die Tablett einsammelte, entstand tatsächlich eine erste Unterhaltung. Vielleicht würde ja doch nicht alles so schlimm werden, denn sie schienen recht nett zu sein.

Als diese Arbeit beendet war, begleitete ich eine von ihnen in ein Krankenzimmer, in dem unter anderem eine alte Frau lag, der man beide Beine amputiert hatte.

Man hatte ihr zu spät die Bettpfanne gebracht, da man schließlich nicht überall gleichzeitig sein kann, und nun galt es, die Frau sauber zu machen und das dreckige Bett frisch zu beziehen. Obwohl die Frau nicht mehr 100% bei Verstand war, lag sie peinlich berührt und unseren Blicken frei ausgesetzt in ihrem Bett.

Nun musste ich sie auch noch an Schulter und Hüfte gepackt drehen und halten, während sie die Hilfsschwester sauber machte.

Verlegen starrte ich an die Zimmerdecke, um nicht die Blicke der Frau zu sehen, den Geruch zu vergessen und mir bewusst zu werden, dass ich gerade eine alte Frau mit amputierten Beinen, die fast nackt war, hielt. Ich wollte nicht, dass die Frau merkt, wie unsicher ich war, sonst wäre ihr vielleicht alles noch peinlicher gewesen und das musste es ja nicht, denn sie konnte ja nichts dafür. Mir gingen die Worte durch den Kopf,

die ich noch vor kurzem zu meiner Freundin gesagt hatte:

“ Die können mich nicht zwingen etwas zu tun, das ich nicht tun will!“

Die Situation mit der alten Frau hätte ich vorher wahrscheinlich als noch größeres Übel eingestuft.

Als ich das Zimmer mit der Hilfsschwester verließ, war ich wirklich stolz auf mich. Niemals zuvor hätte ich gedacht, für meine Verhältnisse alles so gut zu meistern.

Eines wurde mir dabei klar, ich konnte mich in einem Krankenhaus nicht weigern etwas zu tun, denn auch wenn das jetzt höchst dramatisch klingen mag, der Patient ist in gewisser Weise auf mich angewiesen und verlässt sich auf mich. Irgendwie fühlte ich mich auf einmal verantwortlich, und ich war nur ein winziges Glied in einer langen Krankenhauskette, also hätte ich es nicht mit mir vereinbaren können, die Prinzessin zu spielen und mich weigern etwas zu tun, was hier jeder tat.

An diesem ersten Tag blieb ich noch etwas länger, weil es mir so gut gefallen hatte.

Ich habe auch keinen Ekel mehr empfunden, denn ich habe wahrhaftig gespürt, dass es jedem einmal so gehen kann, auch mir, und ich würde auch nicht wollen, dass sich dann jemand mit vor Ekel verzogenem Gesicht von mir wegdreht. Natürlich ist diese Erkenntnis nicht wirklich neu, aber es wirklich zu denken oder es nur zu sagen ist ein großer Unterschied.

Die anderen Tage waren so ähnlich, aber dieser Tag ist etwas ganz besonderes gewesen.

Über die zwei Wochen hinweg habe ich mich sehr wohl gefühlt und es hat mir überraschenderweise sehr gut gefallen. Ich habe mich mit allen gut verstanden und mich auch einigermaßen gut eingegliedert.

Ja, ich würde sogar sagen, dass ich nicht nur viel in Sachen Umgang mit anderen Menschen gelernt habe, *sondern auch über mich selbst!*